

In den Flugsand geschrieben
Marie Luise Kaschnitz-Preis
Iris Wolff

In den sechs Jahren, die ich an meinem ersten Roman, *Halber Stein*, geschrieben habe, fühlte ich mich, mit einer Gewissheit, die mich rückwirkend überrascht, als Schriftstellerin. Das Schreiben war eine Gegenwelt zur Wirklichkeit, mit der ich mich, so kam es mir vor, schwerer tat als andere. Im Schreiben ergab alles Sinn: Übergroße Empathie, sprunghafte Phantasie, Langsamkeit – Eigenschaften, die in anderen Zusammenhängen des Lebens durchaus hinderlich sein können. Sich bei Teamsitzungen in scheinbaren Nebensächlichkeiten verlieren, von optischen Erscheinungen abgelenkt sein, mehr auf Gesten als auf Worte achten, das ist im Berufsleben nicht gerade förderlich.

Nach der Publikation verschwand dieses Selbstverständnis, Schriftstellerin zu sein. Das hat mit dem Weg nach außen, in die Öffentlichkeit zu tun, und auch mit der geringen Resonanz, die mein zweiter Roman *Leuchtende Schatten*, erhielt. Ich hatte drei Jahre in jeder freien Minute, unter Verzicht auf Freizeit und Wochenende, daran gearbeitet, und kaum jemand nahm Notiz von diesem Buch. Manche sagten, ich solle lieber über etwas anderes schreiben, wer wolle schon etwas über Siebenbürgen lesen. In jenem Jahr stand ein Roman auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises, der in den vierziger Jahren in Siebenbürgen spielt. Mein zweiter Roman erzählt eine Geschichte, die in den vierziger Jahren in Siebenbürgen spielt, und ich konnte nicht verstehen, warum das eine Buch wahrgenommen wird und das andere nicht. Ich hatte noch viel über den Buchmarkt zu lernen, und noch noch viel über mein Schreiben.

Wenn ich heute von meinen Erfahrungen spreche, so liegen achtzehn Jahre Schreiben hinter mir, und all diese Zeit hat es gebraucht, den Mut dafür zu finden. Ich wollte lange nicht über mich sprechen; wurden bei Lesungen biographische Fragen gestellt, habe ich sachte auf meine Figuren gelenkt. Ich wollte über Literatur sprechen, nicht über mich. Meine Bewunderung galt Kolleginnen und Kollegen, die mit großer Offenheit über sich selbst sprachen. Jemand, der schreibt, dachte ich, verschenkt sich schon genug in seinen Büchern; darüber hinaus hatte ich schon früh den Verdacht, dass ich meine Bücher zwar verfasse, aber dass noch etwas anderes mitschreibt, und ich in gewissem Sinn nur Ausführende bin.

Das Schriftstellerin *sein* wurde zum *werden*. Bis heute. Nach jedem Buch droht die Möglichkeit, es könne nie wieder eines gelingen. Bei jedem Romananfang beschleicht mich die Angst, dass ich eigentlich gar nicht schreiben kann. Und fragt mich jemand, was ich beruflich mache, fürchte ich, der andere könne meinen, das sei nichts weiter als ein Wunschtraum. Es gibt jenen eigentümlichen Blick, in Arztpraxen oder beim Rathaus – jenes kurze bedeutungsvolle Aufblicken, wenn man bei der Frage nach dem Beruf möglichst beiläufig ›Schriftstellerin‹ antwortet, – der einen in die Schranken weist. Marie Luise Kaschnitz sagte: »Dem Handwerk des Schreibens haftet ohnehin etwas Unanständiges an [...] schon das Sichbesinnen ist verdächtig«. Das stimmt, entweder wirkt man vollkommen unbeschäftigt, wenn man am Schreibtisch Möglichkeiten des Lebens verhandelt, oder geradezu verdächtig, wenn man andere beobachtet oder sich Notizen macht. Ich wundere mich zuweilen selbst, wie es gelingen kann, etwas so Selbstverständliches und gleichzeitig Ungewisses zur Grundlage des Lebens zu machen.

Jetzt, während der Arbeit an meinem fünften Roman, beginne ich zu begreifen, dass meine Geschichten (abgesehen von meinem disziplinierten Auftauchen am Schreibtisch) immer auch Gnade sind. Sie werden mir geschenkt. Ich entscheide mich für einen Anfang, arbeite mit

Notizen und Bildern, gesammeltem, abgehorchtem Leben, eigenen Erfahrungen, Erinnerungen, und taste mich vorwärts. Eigentlich ein vollkommen unzulängliches Rezept fürs Schreiben; und vor diesem Hintergrund ist es geradezu verwunderlich, dass ich eingeladen werde, um Schreibwerkstätten zu geben. Wenn ich weder den Zeitpunkt des Anfangs bestimmen kann noch den Fortgang einer Geschichte, auch nicht genau sagen kann, woher alles kommt, weiß ich auch nicht, ob es nochmals gelingen wird. Und selbst wenn es nochmals gelingt, ist längst nicht gesagt, ob die Leserinnen und Leser, Kritikerinnen und Kritiker wertschätzend und wohlwollend durch jene Welt hindurchgehen, die einem über Jahre Lebensmittelpunkt war. Andere können das, was man tut, mit einem einzigen Satz wegwischen. Jemand, der schreibt, lebt mit diesem Risiko, und muss doch dieses Risiko während des Schreibens vergessen.

Marie Luise Kaschnitz sagte, dass ihr Wesen ›Teilnahme‹ war, und aus der Teilnahme an der Welt und den Menschen all ihre Arbeiten entstanden sind. Vielleicht, denke ich, ist Teilnahme auch das Glück des Lesens. Noch bevor ich je einen Satz schrieb, habe ich gelesen. Nur durch das Lesen habe ich überhaupt ein Maß der Hingabe entwickelt, die Notwendigkeit erkannt, eigene Maßstäbe zu finden. Das geschieht immer im Abgleich mit anderen Stimmen, Ansichten. Das geschieht auf besondere Weise in der Poesie. Erst die Poesie gibt mir eine Sprache, in der sich größtmögliche Bildlichkeit, Offenheit und Wahrhaftigkeit begegnen. Poesie offenbart die nicht enträtselbare Dunkelheit und Schönheit des Lebens. Ich habe kein besonders fest umrissenes Bild meiner eigenen Identität; ich habe Bilder meiner Begabungen, meiner Liebesfähigkeit, und Bilder meines Kleinmuts, meines Stolzes. Geschichten und Gedichte sind für mich ein immerwährender Anstoß zur Verwandlung. Literatur stellt eigene Erfahrung, Selbstbefragung in größter Aufrichtigkeit mit poetischen Mitteln dar. Wir Schreibenden können vielleicht nur in der Literatur diese Wahrhaftigkeit finden; und wir Leserinnen und Leser, davon bin ich überzeugt, können durch

Kunst Anteil nehmen an solchen Suchbewegungen, weil es keinen Unterschied macht, ob wir diese Selbstbefragung durchgeführt haben, ob wir erlebt haben, was die Figuren erlebten – die erzählte Welt wird Teil der eigenen Gedanken, der eigenen Fragen.

In dem Gedicht *Interview* von Kaschnitz heißt es: »Dass du geliebt hast, aber unzureichend, / Dass du gekämpft hast, aber mit zaghaften Armen. / Dass du an vielen Orten zu Hause warst, / Aber ein Heimatrecht hast an keinem. / Dass du dich nach dem Tode sehnst und ihn fürchtest. Dass du kein Beispiel geben kannst als dieses: / Immer noch offen.« Wenn es ein Lebensgefühl gibt, in dem ich mich einrichten möchte, so ist es jene Offenheit. An vielen Orten zu Hause, aber an keinem ein Heimatrecht haben, das ist auch das Grundgefühl meiner Figuren. Das klingt zunächst wenig erstrebenswert, birgt aber eine große Freiheit in sich. Nelly Sachs sagte einmal: »Anstelle von Heimat halte ich die Verwandlungen der Welt.« Im Schreiben wird für mich das Leben weniger in seiner Linearität, seiner Zielgerichtetheit greifbar, sondern in seiner Gleichzeitigkeit, als organisches Geflecht. Was vergangen ist, ist genauso relevant und wirklich wie die Gegenwart. Ich kann ein Leben in all seinen Zufällen und Verflechtungen betrachten. Verwandlungen sind dabei wichtiger als Gewissheiten. Und ohne die größte Zumutung, die Vergänglichkeit, wäre alles, was ich schreibe, unbedeutend.

All diesen Risiken und Unwägbarkeiten zum Trotz: Ich glaube an die Kraft der Literatur. »Der Roman ist das imaginäre Paradies der Individuen«, schreibt Milan Kundera. Es gibt Menschen, die überzeugt davon sind, sie seien genau das, was sie zu sein meinen; und es gibt jene, die ihr Leben lang auf der Suche sind. Es gibt Menschen, die denken, es stünde ihnen alles zu, und andere, die wissen, dass alles ein Geschenk auf Zeit ist. Es gibt Menschen, die meinen, die Wahrheit sei eindeutig und als Konsens festlegbar. Dann wiederum gibt es jene, die daran glauben, dass Wahrheit etwas ist, das jede und jeder immer nur für sich selbst finden kann. Ich stamme aus einer Minderheit, und mei-

ne Familie weiß, wie viele andere auch, etwas von verordneten Wahrheiten, der Unerbittlichkeit einer Mehrheit. Natürlich braucht eine Gesellschaft Normen, Konsens, sonst würden wir ins Chaos abdriften. Schule, Erziehung, Politik, alles erinnert uns an die Regeln, verspricht Sicherheiten. Literatur jedoch, davon bin ich überzeugt, lebt von Individuen, von der Ausnahme, von Brüchen und Widersprüchlichkeiten.

Das Aufwachsen in einem protestantischen Pfarrhaus, in dem die unterschiedlichsten Leute ein und aus gehen, fördert eine gewisse Toleranz. Es gibt bei uns einen Spruch, der zum Ausdruck bringt, dass man an anderen nicht verzweifeln muss, sondern sie so lassen soll, wie sie sind. Ich habe ihn Ursula-Oma in *Leuchtende Schatten* in den Mund gelegt: »Gottes Garten ist groß«. Wenn also Gott unsere Unzulänglichkeiten aushält, unsere Allmachtsphantasien, unsere ständigen Zweifel, dann sollte es auch mir gelingen, anderen mit Großzügigkeit zu begegnen. Ich erinnere mich an eine Lesung in Düsseldorf, als ein Mann aus der ersten Reihe fragte: »Was wollen Sie eigentlich mit ihrem Buch?« Ich hatte aus *So tun, als ob es regnet* gelesen, und war einigermaßen überrascht von seiner Frage. Ich bat ihn, zu präzisieren. Doch er fragte immer wieder nur, was ich eigentlich mit meinem Buch wolle. Offensichtlich war er ratlos, geradezu wütend. Ich habe diese Wut nicht verstanden, und es oblag dem Moderator, die Situation zu retten. Der Garten, in dem wir leben, ist groß, und es empfiehlt sich, war man lange unter Menschen, ab und an bei einem Baum Zuflucht zu nehmen, in den Fluss zu sehen und den Vögeln zuhören.

»Nie habe ich mich einspannen lassen vor den Karren jener Herolde, die jeweils Eden auszurufen liebten, das neue natürlich, mit Blut und Tränen erkaufte. Verfallen hingegen war ich von jeher der Hinfälligkeit, dem zerbrechlichen Menschen, dem Klang, der die Welt ausmacht«, schreibt der Schweizer Schriftsteller Gerhard Meier. Wie oft in der Geschichte der Menschheit hat jemand die passende Wahrheit hervorgeholt, wie man etwas aus der Hosentasche zieht, und beschlossen, sie müsse jetzt auch für andere gelten! Was auch immer vermeint-

lich zu schützen und durchzusetzen ist: Es gibt etwas im Menschen, das nicht gezwungen werden kann. Zu Erkenntnis, Empathie, Wahrheitigkeit ist immer nur der Einzelne imstande. Den Klang der Welt macht unsere Verletzlichkeit, Bedürftigkeit, unsere Fähigkeit zu lieben aus, nicht Sicherheiten, Machtansprüche und der Wille, andere zu dominieren – durch Gewalt, Meinungen und Moral. Und wenn es etwas gäbe, was ich heute jenem Mann in Düsseldorf zurufen würde, dann wäre es dies: Dass ich gar nichts will, außer gute Geschichten zu erzählen, aber wenn es etwas darüber hinaus gäbe, dann: Dass es die Freiheit des Einzelnen ist, die innere Unabhängigkeit, die Veränderlichkeit politischer und gesellschaftlicher Systeme, die ich beschwöre, mit jeder Figur, mit jedem Roman aufs Neue.

»Mein Wort // Meine Taube, mein Fremdling, / Von den Lippen zerrissen, / Vom Atem gestoßen, / In den Flugsand geschrieben // Mit seinesgleichen / Mit seinesungleichen // Zeile für Zeile, / Meine eigene Wüste / Zeile für Zeile / Mein eigenes Paradies.« Wer schreibt, kennt Paradies und Wüste, wer schreibt, weiß, dass über Worte nicht zu verfügen ist. Wie der aus dem Banat stammende Schriftsteller Richard Wagner sagte: »Die Wörter sind geliehen.« Man schreibt in den Flugsand, weiß nicht, ob die Worte tragen, ob sie überdauern, oft nicht einmal, ob sie taugen. Einmal gesagtes, geschriebenes, kann einem schon in wenigen Wochen fremd sein. Wenn man dann noch darüber nachdenkt, dass es keinen Tag seit Bestehen der Welt gibt, an dem nicht Menschen anderen Menschen ihre Heimat, ihre Wahrheiten streitig machen, dann kann schon ein gewisses Gefühl von Vergeblichkeit entstehen. Was nutzt es, dass es eine Madame Bovary gab, eine Jane Eyre, Gretchen oder Momo, einen Josef K., Woyzeck, Raskolnikow, Eugen Rapp oder Jacques Austerlitz. Was nutzt es, Romane zu schreiben oder Bücher zu lesen in Zeiten wie diesen? Der ukrainische Autor Serhij Zhadan schreibt: „Natürlich können Bücher den Krieg nicht beenden. Aber Bücher können dir im Krieg helfen, du selbst zu bleiben, dich nicht zu verlieren, nicht unterzugehen.“

Am Ende des Zweiten Weltkrieges war Marie Luise Kaschnitz vierundvierzig Jahre alt, so alt wie ich heute. Ich habe weitaus weniger Leid auszuhalten gehabt als sie, und doch gibt es überraschend viele Gemeinsamkeiten zwischen uns. Wir haben beide mit fünfunddreißig Jahren unser Debüt veröffentlicht. Das badische Dorf Bollschweil, das sie als ihr eigentliches Zuhause ansah, liegt nur zwölf Kilometer von meinem Zuhause entfernt. Wir haben beide in Marburg in der Georg-Voigt Straße gelebt (sie in der Hausnummer sieben, ich in der siebenundachtzig). Auch ich folge der Leuchtspur meiner Kindheit, bin ziemlich kurzsichtig und weiß eine gewisse Unschärfe zu schätzen. Meinen Mann würde ich ebenfalls als Vagant, Einsiedler, oder Mönch beschreiben. Ihre Tochter heißt Iris. Die wichtigste Übereinstimmung ist vielleicht, dass wir beide Menschen, wie sie es beschrieb, im Vorübergehen erfassen, und an einem anderen Ort wieder hervorholen. Dass es gelungen ist, darauf ein Leben zu begründen, mehr noch, einen Lebenssinn, dafür möchte ich mich an diesem Tag bedanken. Bei meinem Mann, meiner Familie, meinen Freunden, meinen beiden Verlagen, meiner Lektorin, meiner Agentin, meinen Leserinnen und Lesern. Bei der Evangelischen Akademie, die meine Bücher mit diesem Preis ehrt, und meinem Laudator Rainer Moritz. Mir wurden unerlässliche Weggefährten geschenkt, die meine Texte prüfen, mich kritisieren, bestärken, und meine Bücher im Literaturbetrieb begleiten. Nicht wenige davon konnten Sie bei dieser Tagung kennenlernen.

Ich habe die Sprache, das Licht und die Landschaft meiner ersten Heimat verloren. Manchmal habe ich keine Worte übrig; manchmal stimmen sie mit meiner Wahrnehmung nicht überein. Oft ist Stille weitaus schöner als Sprechen. Jedes Wort macht mich sichtbarer, macht die Welt sichtbarer. Das Sein wird zum Werden. Bis heute. Ein Gefühl der Sicherheit wird sich wahrscheinlich nie einstellen. Dennoch kann das Wagnis des Schreibens immer wieder gelingen. Flugsand, daran hat mich Marie Luise Kaschnitz erinnert, taugt ebenso sehr wie Papier.